



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

Michel Laub

Tagebuch
eines
Sturzes

Roman

Aus dem Portugiesischen von
Michael Kegler

Klett-Cotta

Obra publicada com o apoio do Ministério da
Cultura do Brasil / Fundação Biblioteca Nacional.
Dieses Buch wurde publiziert mit der dankenswerten
Unterstützung des brasilianischen Kulturministeriums /
Fundação Biblioteca Nacional.



MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Diário da queda« im Verlag Companhia das Letras, São Paulo.

© 2011 by Michel Laub

Für die deutsche Ausgabe

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Bildes von © Frank Muckenheimer/

Westend61/Corbis

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-93972-9

Einige Dinge,
die ich über meinen Großvater weiß

1.

Mein Großvater sprach nicht gern von früher. Was nicht verwunderlich ist, zumindest nicht, was das Wesentliche angeht: dass er Jude war, nach Brasilien kam in einem dieser vollgepferchten Schiffe, wie Vieh, für das die Geschichte zu Ende zu sein schien, mit zwanzig oder dreißig oder vierzig, das ist egal, und nichts bleibt übrig als eine Art von Erinnerung, die kommt und geht und ein schlimmeres Gefängnis sein kann, als das, in dem du gewesen bist.

2.

In den Heften meines Großvaters wird diese Reise mit keinem Wort erwähnt. Ich weiß nicht, wo er an Bord ging, ob er sich vor seiner Abreise Dokumente beschafft hat, ob er Geld hatte oder irgendeine Ahnung davon, was ihn in Brasilien erwarten würde. Ich weiß nicht, wie lange die Überfahrt dauerte, ob es windig war oder nicht, ob es Sturm gab im Morgenrauen und ob es für ihn von Bedeutung gewesen wäre, wenn das Schiff untergegangen und er ironischerweise ums Leben gekommen wäre, in einem düsteren Strudel aus Eis und ohne die Chance, in irgendeine Erinnerung einzugehen außer der

Statistik – ein Eintrag, in dem sich seine gesamte Biografie erschöpft hätte und der jeden Bezug zu dem Ort, an dem er aufgewachsen, die Schule, die er besuchte, verschlungen hätte und all diese Kleinigkeiten aus der Zeit zwischen seiner Geburt und dem Alter, in dem man ihm eine Nummer auf den Arm tätowiert hatte.

3.

Auch ich würde lieber nicht davon reden. Wenn die Welt etwas nicht braucht, so ist es, sich meine Ansichten zu diesem Thema anhören zu müssen. Das Kino hat sich schon damit beschäftigt. Bücher haben sich dessen angenommen. Zeitzeugen haben bereits Detail für Detail alles erzählt, und es gibt sechzig Jahre voller Reportagen und Abhandlungen und Analysen und Generationen von Historikern und Philosophen und Künstlern, die ihr Leben damit verbringen, diesem Material weitere Fußnoten hinzuzufügen im Bemühen, die Vorstellung der Welt darüber wachzuhalten – und das Aufhorchen der Menschen bei der Erwähnung des Wortes *Auschwitz*. Also käme es mir nicht eine Sekunde lang in den Sinn, all das zu wiederholen, wäre es nicht in gewisser Weise wichtig, um über meinen Großvater reden zu können, und in der Konsequenz auch über meinen Vater, und in der Konsequenz auch über mich.

4.

In den Monaten vor meinem dreizehnten Geburtstag bereitete ich mich auf die Bar-Mizwa vor. Zweimal in der Woche ging ich zu einem Rabbiner nach Hause. Wir waren sechs oder sieben Schüler, und jeder bekam eine Kassette mit Auszügen aus der Thora, die er selbst aufgenommen hatte. In der darauffolgenden Stunde mussten wir alles auswendig können, und bis heute kann ich dieses fünfzehn-, zwanzigminü-

tige Mantra aufsagen, ohne auch nur ein einziges Wort davon zu verstehen.

5.

Der Rabbiner lebte von seinem Gehalt aus der Synagoge und von dem, was die Familien ihm zahlten. Seine Frau war gestorben, und er hatte keine Kinder. Während des Unterrichts trank er Tee mit Süßstoff. Kurz nach Beginn schnappte er sich immer einen Schüler, meistens genau den, der nicht geübt hatte, und setzte ihn neben sich und kam mit seinem Gesicht ganz nah an das Gesicht des Schülers und ließ ihn alles, jeden Vers und jede Silbe, wieder und wieder herunterleiern, bis er zum zweiten oder dritten Mal einen Fehler machte und der Rabbiner mit der Faust auf den Tisch schlug und brüllte und drohte, nicht einen von uns Bar-Mizwa machen zu lassen.

6.

Der Rabbiner hatte lange Fingernägel und roch nach Essig. Er war der Einzige in der Stadt, der diese Art von Unterricht erteilte, und es war üblich, dass wir, wenn die Stunde vorbei war, in seiner Küche warteten, während er noch mit unseren Eltern redete und ihnen sagte, wir seien desinteressiert, undiszipliniert, dumm und bössartig – und am Ende um etwas mehr Geld bat. Dann war es ebenso üblich, dass – weil wir wussten, dass der Rabbiner Diabetiker war und deswegen sogar schon ins Krankenhaus gemusst hatte und fast ein Bein amputiert bekommen hätte – einer der Schüler ihm noch einen Tee brachte und anstelle von Süßstoff Zucker hineintat.

7.

In meiner Klasse feierten so gut wie alle Bar-Mizwa. Die Feier war immer an einem Samstagvormittag. Das Ge-

burtstagskind trug *Talid* und durfte zum ersten Mal mit den Erwachsenen beten. Dann gab es ein Essen, in der Regel in einem Luxushotel, und meine Klassenkameraden machten sich einen Spaß daraus, Schuhcreme auf die Türgriffe der Hotelzimmer zu schmieren. Oder sie pinkelten in die Handtuchspender auf der Toilette. Oder, auch wenn dies nur ein einziges Mal vorkam, weil es in diesem Jahr Brauch war, den Gefeierten dreizehn Mal in die Luft zu werfen und gemeinsam wieder aufzufangen, wie mit einem Sprungtuch der Feuerwehr, an diesem Tag das Geburtstagskind beim dreizehnten Mal nicht aufzufangen und mit dem Rücken auf den Boden knallen zu lassen.

8.

Das Fest, auf dem dies passierte, war nicht in einem Luxushotel, sondern in einem Festsaal in einem Bau, der weder einen Aufzug hatte noch einen Portier, weil das Geburtstagskind nämlich ein Stipendiat war und Sohn eines Omnibuskasierers, den auch schon jemand beim Verkaufen von Zuckerrüben im Park gesehen hatte. Das Geburtstagskind hatte noch nie eine Nachprüfung machen müssen, war auch noch auf keinem Fest eingeladen gewesen, hatte nie bei Doktorspielen in der Bücherei mitgemacht, war nicht unter denen gewesen, die einer Lehrerin ein Stück rohes Fleisch in die Tasche gesteckt hatten, und fand es ebenso wenig amüsant, als jemand einen Sprengsatz hinter die Toilette gelegt hatte, eine Tüte mit Schießpulver mit einer Zigarette daran, die herunterbrannte und das Pulver zur Explosion brachte. Bei dem Sturz brach er sich einen Wirbel, musste zwei Monate im Bett verbringen, danach noch monatelang einen Streckverband tragen und die ganze Zeit über Krankengymnastik machen, natürlich erst, nachdem man ihn ins Krankenhaus gebracht hatte und das Fest in allgemeinem Entsetzen, zumindest der anwesenden

Erwachsenen, untergegangen war. Und einer der Jungen, die ihn hätten auffangen sollen, war ich.

9.

Eine jüdische Schule, zumindest eine wie unsere, in die manche Schüler morgens mit dem Chauffeur gebracht, andere dagegen jahrelang nur gequält werden, wie der, dem jeden Tag einer aufs Pausenbrot spuckt, oder der andere, der Pause für Pause in einen Maschinenraum gesperrt wird – und der Mitschüler, der sich an seinem Geburtstag verletzt hat, hatte auch schon so manches einstecken müssen, zum Beispiel, dass man ihn jahrelang ständig im Sandkasten einbuddelte – kurzum, eine jüdische Schule ist so ziemlich wie jede andere Schule auch. Mit dem Unterschied, dass deine ganze Kindheit über von Antisemitismus geredet wird. Es gibt Lehrer, die nichts anderes tun, und damit die Greueltaten der Nazis erklären, auf die Greueltaten der Polen verweisen, die wiederum nur ein Nachhall der Greueltaten der Russen sind, und nicht zu vergessen die der Araber und Muslime und Christen und was weiß ich noch von wem, eine Spirale des Hasses, ausgelöst von dem Neid auf die Intelligenz, Willenskraft, Kultur und den Reichtum, den sich die Juden trotz aller Widerstände erarbeitet haben.

10.

Mit dreizehn lebte ich in einem Haus mit Schwimmbad, und in den Ferien reisten wir nach Disneyland, und dort bin ich Raumschiffachterbahn gefahren und habe *Fluch der Karibik* gesehen und die Parade und das Feuerwerk, und danach besuchten wir das *Epcot Center*, ich habe Delfine im *Sea World* gesehen und die Krokodile im *Cypress Gardens*, und die Stromschnellen im *Bush Gardens* und die Vampirspiegel im *Mystery Fun House*.

11.

Mit dreizehn hatte ich: ein Videospiel, einen Videorekorder, ein Regal voller Bücher und Schallplatten, eine E-Gitarre, ein Paar Rollschuhe, eine NASA-Uniform, ein Parkverbotsschild, das ich auf der Straße gefunden hatte, einen Tennisschläger, den ich nie benutzt habe, ein Zelt, ein Skateboard, eine Schwimmweste, einen Zauberwürfel, einen Schlagring, ein kleines Taschenmesser.

12.

Mit dreizehn hatte ich noch keine Freundin gehabt. Ich war auch noch nie wirklich krank gewesen. Ich hatte noch nie jemanden sterben sehen oder erlebt, dass jemand einen schweren Unfall gehabt hätte. An dem Abend, als das Geburtstagskind auf den Rücken geknallt war, träumte ich von seinem Vater, von seinen Onkeln und Tanten und Großeltern, die alle auf dem Fest gewesen waren, und von dem Patenonkel, der wahrscheinlich geholfen hatte, das Fest zu finanzieren, und auf dem Fest hatte es nicht mehr gegeben als einen Schokoladenkuchen und Popcorn und Hühnchenschenkel und Pappeller.

13.

Ich träumte oft von dem Moment dieses Sturzes, einer Stille von einer, vielleicht zwei Sekunden, einem Saal mit sechzig Personen, und niemand gibt einen Laut von sich, und es war, als warteten alle auf den Schrei meines Klassenkameraden, ein Ächzen, was auch immer, aber er lag nur auf dem Boden, mit geschlossenen Augen, und dann sagte einer, alle sollten beiseitegehen, vielleicht habe er sich wehgetan, eine Szene, die mich verfolgte, bis er wieder in die Schule kam und sich durch die Flure schleppte, mit seinem Streckverband unter der Schuluniform, bei Kälte, Hitze, Sonne oder Regen.

14.

Wenn man mich damals gefragt hätte, was mich betroffener machte – und mit betroffen meine ich ein richtig starkes Gefühl, das fast greifbar und ständig präsent ist, eine Erinnerung, über die man nicht sprechen muss und die doch immer da ist: den Mitschüler so zu sehen oder dass mein Großvater in Auschwitz gewesen ist, hätte ich nicht gezögert zu antworten.

15.

Mein Großvater starb, als mein Vater vierzehn war. Das Bild, das ich mir von ihm bewahrt habe, stammt von einer Handvoll Fotografien, er immer in dem gleichen dunklen Anzug, mit den gleichen Haaren, dem Bart, und ich habe nicht die geringste Vorstellung davon, wie seine Stimme war, und weiß nicht, ob seine Zähne weiß waren, weil er nie lächelt.

16.

Das Haus meines Großvaters habe ich nie betreten, aber einige Möbel von dort, der Sessel, der runde Tisch, der Schrank aus Holz und Glas, sind mit umgezogen in die Wohnung, in der meine Großmutter anschließend lebte. Es war eine bessere Wohnung für eine Witwe, die selten ausging, höchstens ein Mal in der Woche, zum Teetrinken mit einer Freundin, ein Brauch, den sie beibehielt, bis die Freundin in ein Altenheim zog, und noch fünf oder zehn Jahre dort lebte und sich in dieser Zeit ein Bein brach und dann die Hüfte und mindestens dreimal eine Lungenentzündung hatte und einen Infarkt und einen Schlaganfall, bis sie starb.

17.

Ein Mal war ich mit meiner Oma in diesem Altenheim. Es lag fast außerhalb der Stadt. Die Zimmer rochen nach

Eukalyptus, und das Gebäude war umgeben von einem Rasen mit Bänken und Blumenbeeten, und von dort aus sahen wir Krankenschwestern und Verwandte der Bewohner, den einen oder anderen Arbeiter in Dienstkleidung, manchmal einen Herrn in einem elektrischen Rollstuhl oder mit einem Sauerstoffgerät. Meine Oma und ihre Freundin unterhielten sich über Fernsehserien, die Gewalt in den Zeitungen, die Leute auf der Straße, die keine Manieren mehr haben, die kalten Tage, die immer länger werden, und nicht ein Mal und auch in keinem anderen Gespräch, das ich mit meiner Großmutter hatte, bis sie ungefähr so wie ihre Freundin aus dem Altenheim starb, nur, dass sie bis dahin keinen Infarkt hatte und ihr Schlaganfall so heftig war, dass uns erspart blieb, sie für alle Ewigkeit stumm und bewegungsunfähig in ihrem Bett liegen zu sehen – in keinem Augenblick ihres Lebens sprach meine Großmutter über meinen Großvater.

18.

Das heißt, manchmal erzählte sie das Übliche, dass mein Großvater wenig sprach, selbst im Sommer in einem langärmeligen Pyjama schlief, am Anfang ihrer Ehe jeden Morgen nach dem Aufstehen fünfzehn Minuten Gymnastik machte und einmal von der Leiter gefallen ist, mit der er auf den Dachboden klettern wollte, und ich könnte diese Aufzählung fortführen und zwanzig Dinge erwähnen oder dreißig, wenn es sein muss, aber nicht ein Mal in all diesen Jahren erzählte sie mir etwas Wesentliches über ihn.

19.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte mein Großvater in seinem Arbeitszimmer. Erst nach seinem Tod fand man heraus, was er dort gemacht hatte, nämlich Hefte über Hefte vollgeschrieben in einer winzigen Schrift, und als ich

das alles las, verstand ich endlich, was er durchgemacht hatte. Von da an war diese Erfahrung nicht mehr nur Geschichte, nicht mehr nur kollektiv, nicht mehr nur abstrakt im Sinne einer Moral, für die Auschwitz eine Art Zäsur ist, an die du glaubst mit der ganzen Kraft deiner Erziehung, all dessen, was du gelesen hast, der Diskussionen, die du gehört hast, der Positionen, die du vertreten, und der Urteile, die du mit Nachdruck gefällt hast, ohne auch nur eine Sekunde lang zu empfinden, dass es etwas mit dir zu tun hat.

20.

Müsste ich je etwas von mir erzählen, würde ich mit der Geschichte des Mitschülers beginnen, der auf dem Fest auf den Boden stürzte. Davon, wie er Monate später zurück in die Schule kam. Davon, wie ich meinen ganzen Mut zusammennahm, um auf ihn zuzugehen, ihn anzusprechen, als wir im Flur auf die nächste Stunde warteten, irgendetwas zu sagen, über die Klassenarbeit in der nächsten Woche, die Jacke des Lehrers, die immer voller Schuppen war, und davon, wie er reagierte, als sei dies nicht mehr als Geplauder und als sei es einem von uns beiden möglich, zu vergessen, dass er einen Streckverband trug, und jedes Mal, wenn er aufstand, ihn alle anschauen, wie er sich anders bewegte, den einen Fuß anders hob, diesen unregelmäßigen Gang hatte, den er nie wieder loswerden sollte – und der auch die anderen nie wieder los ließ, die auf diesem Fest dabei gewesen waren.

21.

Der Name meines Klassenkameraden war João, und als ich ihn besser kennenlernte, entdeckte ich, dass: (a) sein Vater deswegen im Park Zuckerwatte verkaufte, weil das Geld, das er als Kassierer im Stadtbus verdiente, nicht reichte, er (b) seinen Sohn alleine aufziehen musste, weil die Mutter mit nicht

einmal vierzig Jahren gestorben war, und er (c) nach dem Tod der Mutter nicht wieder geheiratet, keine weiteren Kinder und nie wieder auch nur eine Freundin hatte.

22.

Über João erfuhr ich: dass er (a) seinem Vater nie erzählt hatte, dass er jeden Tag im Sand eingebuddelt wurde, er (b) immer sagte, er wolle niemanden zu sich nach Hause einladen, weil er lernen müsse, und er (c) keines der Probleme in der Schule darauf zurückführte, dass er kein Jude war, sondern Goi.

23.

Meine Schule hatte den Ruf, dass ihre Abgänger später auf die besten Universitäten kamen, wo sie Industrielle, Ingenieure und Anwälte wurden. Joãos Vater fand, es sei jede Mühe wert, seinen Sohn auf eine so teure Schule zu schicken. Es gab Stipendien, und schließlich bekam er achtzig Prozent der Gebühren erlassen. Trotzdem hatte er Mühe, den Rest aufzubringen, dazu die Uniform, Schulmaterial und die Fahrtkosten.

24.

Joãos Vater hatte beschlossen, diesen dreizehnten Geburtstag zu feiern, weil die Familie vorher noch nie ein Fest gegeben hatte. Außer zu Kindergeburtstagen wurden höchstens einmal Verwandte auf ein Bier eingeladen, und João lud normalerweise niemanden ein, außer einem Cousin und einem vier Jahre jüngeren Jungen, der im selben Haus wohnte. Aber weil João auf einer jüdischen Schule war und auf einer jüdischen Schule alle zum dreizehnten Geburtstag Bar-Mizwa feierten und auf all diesen Festen das Geburtstagskind dreizehn Mal hochgeworfen wurde, ein Übergangsritual

in die Welt der Erwachsenen, wo das Geburtstagskind zu dem wird, was der Zeremonie ihren hebräischen Namen gibt: *Sohn der Pflicht*, aus all diesen Gründen hatte João's Vater seinen Sohn überredet, die gesamte Klasse in den Saal des Hauses, in dem ein Schwager von ihm wohnte, einzuladen.

25.

All dies erfuhr ich erst Monate später, nachdem ich bereits öfter bei ihm zu Hause gewesen war. Sie wohnten in einem Haus, das noch bescheidener war als das jenes Schwagers, wo der Putz von den Wänden abblätterte. Überall hingen Kabel herunter, und an jenem Tag kam ich nachmittags, und João war nicht zu Hause. Er war unterwegs, eine Rechnung zu bezahlen, auf der Post oder einem Amt, weil er sich nützlich machen wollte, und sein Vater empfing mich und bot mir ein Glas Saft an. Wir saßen vor dem Fernseher. Es liefen Lokalnachrichten. So blieben wir eine ganze Weile, ohne etwas zu sagen, wie fast immer, denn bis dahin hatte ich kaum mehr als fünf Worte mit ihm gewechselt, und als die Stille noch unerträglicher wurde und das Fernsehprogramm sich in die Länge zog, weil es schon fast Abend war und João immer noch nicht zurück, begann er mir Fragen zu stellen – über die Schule, meinen Vater, meinen Großvater.

26.

João's Vater hörte mir zu, während der Fernseher lief, scheinbar desinteressiert, denn er starrte geradeaus, und in den Gesprächspausen schaltete er um. Einmal kommentierte er nach dem Umschalten eine Sendung, in der um Geld gebettelt wurde, zahnlose, blinde, gehörlose Menschen mit Wunden und Verbrennungen, und João's Vater sagte, unglaublich, wie sie die Leute zur Schau stellen, unglaublich, dass die Regierung nichts tut, ich habe dieses Scheißland so satt. Findest

du nicht auch, dass es ein Scheißland ist? Dass nur Scheiße gemacht wird? Überall nur Scheißleute? Dann stand er auf und schaltete den Fernseher aus und begann zu sprechen, über sich, über João, über das Leben, bis er im selben zornigen Ton fragte, und mir dabei in die Augen sah, als hätte er auf diesen Moment lange gewartet, ob ich mich nicht schäme für das, was an João's Geburtstag passiert sei.

27.

An einer Schule wie meiner hatten die wenigen Schüler, die keine Juden waren, sogar Privilegien. Zum Beispiel mussten sie nicht am Hebräischunterricht teilnehmen. Nicht am Unterricht in hebräischer Kultur. Waren in den Wochen vor religiösen Feiertagen davon befreit, die dazugehörigen Lieder zu lernen, zu beten, zu tanzen und den Sabbat einzuhalten, in die Synagoge zu gehen, das Altenheim zu besuchen, zum Klang der israelischen Hymne den Bastkorb von Moses zu schmücken, ganz zu schweigen von den Zeltlagern der sogenannten *Jugendbewegung*.

28.

Auf diesen Zeltlagern waren wir in Gruppen aufgeteilt, jede mit einem älteren Leiter, und einen Teil des Tages verbrachten wir mit normalen Aktivitäten wie Mittagessen, Fußballspiel, gruppendynamischen Umarmungen und Parcourslaufen mit Puder und Eiern. Wir hatten Zelte dabei, Mückenspray, Brotdosen, Trinkflaschen, und ich weiß noch, dass ich alles versteckte, was man mir in meiner Abwesenheit hätte stehlen können, eine Tafel Schokolade ganz unten in einem Sack schmutziger Wäsche, ein Batterieladegerät zwischen den Socken.

29.

Abends wurden wir in zwei Gruppen eingeteilt zu einer Übung, die »Sturm auf die Fahne« genannt wurde, die einen mussten sich im Gehölz verstecken und die anderen waren mit Verteidigen dran, und im Morgenrauen bildeten wir militärische Einheiten, die Strategien einer Patrouille nachstellten, mit Kompass und Kolonne, Sturm und Angriff, eine Simulation dessen, was wir in den Vorträgen der Betreuer gelernt hatten über den Sechstagekrieg, den Unabhängigkeitskrieg, den Yom-Kippur-Krieg, den Libanonkrieg.

30.

Es gab noch andere Nichtjuden an der Schule, aber keinen wie João. Einer von ihnen hatte sich einmal einen Mitschüler gegriffen, ihn vierzig Meter weit hinter sich hergezerrt, ihm den rechten Arm ausgekugelt, ihm dann eine Eisentür mehrfach auf die Finger geschlagen, und als der Mitschüler sich schon vor Schmerzen gewunden hatte, dasselbe noch einmal mit seinem linken Arm gemacht. João war anders: Wenn ihm einer sagte, er solle stehenbleiben, blieb er stehen. Wenn einer ihm sein Pausenbrot abnahm und fortwarf, holte er es wieder. Dann hielt ihn der andere fest und zwang ihn, das Brot aufzuessen, Bissen für Bissen, und João verzog keine Miene – kein Schmerzenslaut, kein Hilferuf, keine Regung.

31.

Als Joãos Vater mich fragte, ob ich mich nicht schämen würde für das, was auf dem Fest geschehen war, hätte ich ihm diese Szene beschreiben können. Und noch mehr erzählen, als er von mir erwartete, zum Beispiel, dass ich João um Verzeihung gebeten hatte, als er wieder zur Schule gekommen war. Anstatt ihm zu sagen, wie es war zu erfahren, dass João

wieder gesund werden, normal gehen und so weiterleben würde wie vorher, und wie dies zu erfahren es mir leichter gemacht hatte, ihn anzusprechen, als würde die Entschuldigung sofort alles auslöschen, was er nach dem Sturz durchgemacht hatte, als er dagelegen hatte vor allen Verwandten, ihm die Luft weggeblieben war, weil er auf den Rücken geknallt war, wie er im Krankenwagen gelegen hatte und in der Notaufnahme und im Krankenhaus, wo ihn kein einziger Mitschüler besucht hatte, und danach noch zwei Monate zu Hause, wo ihn keiner von uns besucht hatte, und dass sich, als er wieder in der Schule war, keiner von uns zu ihm getraut hatte bis zu dem Tag, an dem ich den Mut dazu fasste – statt alldem hätte ich ihm erzählen können, wie es war, João sein Pausenbrot essen zu sehen vor dem, der ihn dazu gezwungen hatte, ihn den letzten Bissen herunterschlucken zu sehen, und wie er gleich danach wieder angegriffen wurde, hinter einem Baum in der Ecke des Schulhofs, umringt von einer kleinen Gruppe, dasselbe Lied, jeden Tag.

32.

Das Lied begann so: *Sand fressen, Sand fressen*. Wie ein Ritual, ein Anfeuerungsruf, und João drehte sein Gesicht weg und versuchte, den Schlägen auszuweichen, bis er nicht mehr konnte und den Mund öffnete, bitterer, heißer Geschmack, Turnschuhe im Gesicht, erst dann wurde der Angreifer müde, die Rufe verebten, und João wurde losgelassen, durfte aufstehen, endlich alleine, noch ganz rot, seine Kleidung zurechtzupfen, seine Schultasche aufheben und wieder die Treppen hinaufgehen, so dass jeder sehen konnte, wie dreckig er war, wie schwach und verächtlich.

33.

Trotz alldem hatte er Einladungen zu diesem Fest verteilt. Einladungen zu einer Bar-Mizwa waren gedruckt, auf gefaltetem Karton mit Schleife und goldener Schrift, dem Namen der Eltern des Gefeierten darauf, einer Telefonnummer für die Zusage und der Adresse für die Geschenke. Joãos Einladungen waren selbst gemacht auf Schreibmaschinenpapier, steckten in Umschlägen aus Zeichenkarton und waren mit Filzstift geschrieben. Er überreichte sie schweigend, Tisch für Tisch, zwei Wochen vor dem Fest, die gesamte siebte Klasse war eingeladen.

34.

An jenem Samstag war ich früh aufgewacht. Hatte mich angezogen, war zum Kühlschrank gegangen und blieb den restlichen Vormittag über in meinem Zimmer. Ich schaute gern Fernsehen mit heruntergelassenen Jalousien, das Bett noch unordentlich und mit Brotkrümeln auf dem Laken, bis jemand an die Tür klopfte, weil es schon Viertel vor eins war, und so war der Tag weitergegangen: Mittagessen bei meiner Großmutter, mit meiner Mutter ins Shoppingcenter, die fragte, ob das Geburtstagskind lieber Shorts hätte oder einen Rucksack, eine Briefftasche oder ein T-Shirt, ob er Musik mochte und sich vielleicht über einen Gutschein freuen würde, und ich hatte geantwortet und abgewartet, bis sie bezahlt und die Kassiererin alles eingepackt hatte, und danach gingen wir noch in eine Spielhalle, wo ich Autorennen und elektronisches Billard gespielt hatte.

35.

Ich gratulierte João gleich beim Hereinkommen. Überreichte ihm sein Geschenk. Möglich, dass ich auch seinen Vater begrüßte, einen Verwandten, der bei ihm stand, und

vielleicht feierte ich auch wie die anderen Gäste, hatte Spaß, ohne eine Spur Nervosität zu zeigen, und die vier Mitschüler, die auserkoren waren, ihn aufzufangen wie Feuerwehrleute, hatte ich auch gleich beim Hereinkommen begrüßt, hatte mich ganz normal mit ihnen unterhalten, während wir, fein angezogen, verschworen, gemeinsam auf den Moment mit dem Kuchen warteten und auf die Gratulation.

36.

Ich weiß nicht, ob ich nur mitgemacht habe wegen der anderen, es wäre einfach, sie für alles verantwortlich zu machen, oder ob ich doch irgendwann selbst aktiv wurde: die Tage davor eine Idee hatte, etwas vorschlug, auf irgendeine Art unentbehrlich war dafür, dass es so lief wie geplant und wir beim letzten Vers im Chor *Hoch soll er leben* zu ihm gingen, ihn an Beinen und Armen packten und ich ihn am Nacken hielt, der ja der empfindlichste Teil des Körpers ist.

37.

Ich weiß nicht, ob ich nur mitmachte, weil ich mich an meinen Mitschülern orientierte, João hochzuwerfen, ein Mal, zwei Mal, ihn jedes Mal wieder aufzufangen, bis er beim dreizehnten Mal noch einmal hochgeschleudert wurde und ich schon die Arme zurückzog und einen Schritt zurücktrat und sah, wie João in der Luft innehielt und zu fallen begann, oder ob es umgekehrt war: ob eigentlich, wegen dieser Idee von vor ein paar Tagen, wegen etwas, das ich gesagt hatte oder getan, wann und vor wem auch immer, Umständen, Ausreden, die unwichtig sind, sie sich in Wahrheit an mir orientierten.

38.

Denn klar ist, dass auch ich diese Dinge gesagt hatte, die dazu führten, dass er mit dem Genick auf dem Boden auf-

schlug, und dann sah ich, dass die anderen wegrannten, zehn Schritte zum Flur und zum Eingang und auf die Straße, und plötzlich biegst du hastig um die Ecke, ohne zurückzuschauen, und kein Gedanke daran, dass ich nur den Arm hätte ausstrecken, den Aufprall nur hätte abfedern müssen, und João wäre aufgestanden, und ich hätte nie erfahren, was das Resultat dessen war, wie er sich die ganze Zeit über verhalten hatte, um so zu enden, die Schule, die Pausen, die Treppen und der Schulhof und das Mäuerchen, auf dem João sein Pausenbrot aß, das weggeworfene Pausenbrot, und João, der im Sand eingebuddelt wurde, und wie ich mich von den anderen mitreißen lasse, im Chor diese Verse mitsinge, alle zusammen, zugleich, dieses Lied, das du singst, weil es das Einzige ist, was du kannst mit deinen dreizehn Jahren: *Sand fressen, Sand fressen*, Hurensohn, Goi.